

Gemeinnützige Blätter.

(Zur vereinigten Osner und Vessher Zeitung.)

CI.

1823.



18. Dec.

Sprich! das Geld, was ist's?
Wer's nicht hat, vermißt's;
Wer es liebt, verschließt's;
Wer's verthut, genießt's.

GedankenZunder. Die Menschen wech-
seln oft ihre kostbarsten, ihre unbezahlbaren Vor-
züge für Geld aus, um für dieses Genüsse ein-
zuwechseln, von denen mehr als die Hälfte bloß
eingebildete Bedürfnisse sind und die andere Häl-
fte in wenigen Minuten abgethan ist. „Ja, man
muß leben!“ Allerdings. Aber „man muß ster-
ben!“ Ist dieß nicht noch gewisser?

Die Kaiserin Katharina fragte den Diderot,
der im Tacitus las, was er von Tiberius denke?
„Mir scheint,“ erwiderte der Philosoph, „er
thut aus Grundsätzen das Böse, das Andere aus
Instinct thun.“

Psychol. Denk w. Der Mensch, als Geist,
ist in den letzten Augenblicken des Lebens sein al-
leiniges Eigenthum, und da kan Niemand als
Gott und er wissen, wie es mit ihm stehe. Selbst
die Aeußerungen der Sterbenden, da sie nicht rein-
geistiger Natur sind, drücken jenen Zustand nicht
aus, aber sie können ihn vielleicht, nach unserer
Art zu schließen, indiciren. Auf jeden Fall sind
dergleichen Aeußerungen merkwürdig. Hier eini-
ge: Erasmus, der berühmte starke Geist, jam-
merte kläglich als sein Ende nahete: Domine!
Domine! fac finem! fac finem! (Herr! Herr!
endige mit mir!) Der berühmte Bayle (Litera-
toren kennen den Mann) brachte schon sterbend,

den letzten Bogen Manuscript für den Druck ruhig in Ordnung, und gab Nachricht, wo man denselben nach seinem Tode finden könne. Nelson's, des großen Seehelden, letztes Wort, als er tödtlich verwundet worden, war: „Sagt Colingwood, daß er die Flotte sogleich vor Anker gehen lasse!“ Als König Carl I. von England das Schaffot bestieg, sagte er zu seinen Begleitern, die ihn trösten wollten: „Ich fürchte den Tod nicht; er hat für mich gar keine Schrecken.“ Als der berühmte brittische Kanzler Morus die Blutbühne hinaufstieg und ihre schwache Bauart bemerkte, sagte er zu seinen Führern: „Helft mir nur, daß ich wohlbehalten hinauf komme; für das Herunterkommen laßt dann mich selbst sorgen.“ In einer der blutigen Schlachten des französischen Revolutionskrieges lagen zwei verwundete Officiere von des Herzogs v. Enghien Begleitern nicht weit von einander auf dem Schlachtfelde. Der Eine jammerte laut vor Schmerzen. Der Andere tröstete ihn: „Mein Freund, gedenke daß unser Heiland am Kreuz und unser König auf dem Schaffot gestorben, und wenn du Kraft genug hast, nach mir herüber zu blicken, der ich mit dir spreche, so wirst du einen Menschen sehen, dem beide Schenkel weggeschossen sind.“ Als der Herzog v. Enghien selbst, von den Bonapartisten zu Vincennes zum Tode verurtheilt worden war, rief er den Soldaten, die schon nach ihm zielten, zu: „Grenadiere, haltet niedriger, sonst fehlt ihr mich oder verwundet mich nur.“ Als einige in Vorschlag brachten, ihm die Augen zu verbinden, verweigerte er es: „Ein ehrlicher Soldat, sagte er, der so oft den Kugeln und dem Schwerte gegenüber gestanden, tritt dem Tode auch mit' offenen Augen unverzagt entgegen.“ Im

englischen Revolutionskriege unter Cromwell ward George Bisle von den Soldaten des Fairfax gefangen, und als sie ihn eben erschließen wollten, gaben sie ihm noch die Versicherung, daß sie ihn nicht fehlen würden. „O!“ erwiederte er, „dem ist nicht so ganz zu trauen; denn ich stand Euch auf dem Schlachtfelde gar oft eben so nahe, wie heute, und Ihr sehtet mich dennoch.“ Der Gouverneur von Cadix, Solano, wurde bekanntlich (1808) von den wüthenden Bürgern ermordet. Als einer derselben ihn von hinten mit der Pike durchstach, wandte er sich rasch um und rief: „Schurke, der du mich hinterrücks anfällst, hast du Herz, so biete mir die Stirn und tödte mich durch einen ehrlichen Angriff.“

Historische Anekdoten. Joseph II. Im Jahr 1785 fürchtete man in Gallizien eine Hungersnoth und ansteckende Krankheiten. Kaiser Joseph erfuhr es des Abends spät und versprach, auf Mittel zur Abwendung dieses Unglücks zu denken. Am folgenden Morgen wurden in der Kanzley sechs Bogen mit Angaben aller möglichen Hilfsmittel und der dazu dienlichen Personen und Dertter, von des Monarchen eigener Handschrift abgegeben, woran er die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatte. — Theurer Koffee. In Halberstadt (Preussisch) war unter König Friedrich Wilhelm I. (st. 1740) der Freyherr v. Gauder Regierungs-Director und wohnte nahe bei einer Kirche. Sein Haus aber hatte eine solche Lage, daß fast alle Zimmer, die er bewohnte, von der Sonne getroffen wurden. An einem sehr heißen Sommertage bekam er Besuch von einem guten Freund aus der Nachbarschaft, welcher auch zu Mittag bei ihm speiste. Nach geendigter Mahlzeit konnten sie in dem ganzen Hau-

se zum gewöhnlichen Kaffeetrinken keinen kühlen Platz finden. In der nahe dabei gelegenen Kirche war eine neue Orgel erbaut worden, welche Nachmittag probirt werden sollte. Wirth und Gast waren diese Orgelprobe mitanzuhören begierig, und begaben sich in ein gewölbtes, fast bei allen Kirchen in großen Städten angebautes Chor, welches dem Freyherrn v. Geuder zugehörte. Dieß geschah an einem Werktag, wo kein öffentlicher Gottesdienst war, noch andere gottesdienstliche Verrichtungen in der Kirche vorgenommen wurden. Weil es in diesem Gewölbe sehr kühl war, ließen sie sich den Koffee, zu dessen Genuß sie in dem Hause keinen bequemen Ort hatten finden können, dahin bringen, und tranken ihn hier, ohne daß sich Jemand daran ärgern konnte. Einer von den Fiscalen, der davon Nachricht erhalten, zeigte dieß aber als eine Verunehrung des Gotteshauses an und verlangte, daß die Thäter als Entehrer der heiligen Stätte gestraft werden sollten. Geuder hielt es, bei dem strengen Eifer des Königs in Religionsfachen, nicht für rathsam, sich dieser unerwarteten Forderung zu widersetzen, sondern bezahlte in aller Stille die ihm und seinem Gast auferlegten 1000 Thaler, weil er es für billig hielt, den Letzteren frey zu halten. — Der brave Sohn. In Gent (Niederlande) auf einer der Brücken stehen zwey bronzene Bildsäulen, die eines Vaters und eines Sohnes, welche dieses Denkmal durch folgendes Ereigniß erhielten. Beide, Vater und Sohn, waren wegen eines StaatsVerbrechens zum Tode verurtheilt. Einige Umstände sprachen zu Gunsten des Sohnes; sein Urtheil wurde gemildert; doch sollte er (ein M — sprach dieses unnatürliche Urtheil) der Henker seines Vaters werden.

Anfangs weigerte er sich hartnäckig, sein Leben durch diese Abscheulichkeit zu erkaufen; er wurde jedoch endlich durch das dringende Zureden des Vaters überwunden, der ihm vorstellte, daß in jedem Betracht sein (des Vaters) Leben verwickelt wäre, und daß der Gedanke, durch seinen Tod das Werkzeug der Rettung seines Sohnes zu seyn, ihm in seiner letzten Stunde den größten Trost gewähren würde. Der Jüngling willigte ein; er schwang sich in dem verhängnißvollen Augenblick die Axt; als sie aber eben fallen sollte, sank sein Arm kraftlos nieder, und die Axt entfiel seinen Händen. Hätte er tausend Leben gehabt, er würde eher eins nach dem andern hingegeben, als sich jemals wieder zu einer solchen Handlung entschlossen haben. Leben und Freiheit schwanden vor dem höheren Interesse kindlicher Liebe; er fiel seinem Vater um den Hals, und indem er ihn umarmte, rief er triumphirend aus: „Mein Vater! mein Vater! wir wollen zusammen sterben!“ und darauf rief er nach einem andern Henker, um den Ausspruch des Gesetzes zu vollziehen. Das Volk aber erhob ein plötzliches Geschrey von unwillkürlichem Beifall, vermischt mit Schluchzen und Seufzern. Die Hinrichtung mußte auf allgemeines, stürmendes Verlangen aufgeschoben werden. Auf den ersten Bericht des Vorganges wurden Beide begnadigt und große Belohnung und Ehrenbezeugungen wurden dem Sohne verliehen. Jene zwey bewundernswürdigen bronzenen Statuen sind zur Erinnerung an eine solche, für die Natur des Menschen so ehrenvolle Handlung errichtet. Die Statue stellt den Sohn gerade in dem Augenblick dar, wo er die Axt fallen läßt. — Der schlechte Sohn. In einer nahe bei Paris gelegenen Stadt ereignete sich

unlängst folgender schreckliche Vorfall: Ein sehr achtbarer Notarius dortiger Stadt hatte Abends seine Freunde bei sich zum Abendbrod. Es wurde gespielt, und einer der Gäste ließ in seiner Börse eine bedeutende Summe Goldstücke sehen. Die Unterhaltung ging zu Ende; es war Nacht; man schied von einander; jener Gast mußte auf dem Heimwege ein kleines Gehölz passiren. Plötzlich wurde er da von einem Menschen angefallen, der mit dem Pistol in der Hand sein Geld oder sein Leben forderte. Er starrte den Menschen an, und erkannte in ihm — den Sohn seines Freundes, von dem er eben kam. Mit Entsetzen, aber schweigend, gab er ihm die Börse und Uhr, floh schnell, und kehrte auf Umwegen wieder in das Haus des Notarius zurück, erzählte was ihm begegnete, und daß sein eigener Sohn der Verbrecher sey. Der unglückliche Vater eilt auf der Stelle in das Zimmer seines Sohnes; er findet ihn schlafend, Uhr und Geld des Freundes aber auf dem Tisch. Im Schmerz bis zum Wahnsinn eilt er auf sein Zimmer, ergreift ein geladenes Pistol, und zerschmettert seinem Sohn mit einem Schuß den Kopf.

Denkwürdigk. Cardinal Spinola war erster Staatsminister des Königs Philipp II. von Spanien, stand sehr hoch in dessen Gunst, fiel aber in Ungnade, hierauf in Ohnmacht, und starb auf eine entsetzliche Weise. Ein französischer Geschichtschreiber sagt über ihn: „Der Tod vertrat bei seiner Mutter die Stelle der Hebamme, die Kirche war des Kindes Wiege und die glückliche Vorläuferin seiner nachfolgenden wirklichen Ehrenstellen. Seine Geburt und sein Tod waren gleich merkwürdig und wunderbar; er kam in den Armen des Todes auf die Welt, und verließ sie

in den Armen des Lebens.“ Hiezu gehört Folgendes als Erläuterung: (Geburt) Schon war seine Mutter zu Grabe getragen worden, schon wurden die TodesCeremonien mit ihr vorgenommen, schon sollte sie in einem KirchenGewölbe bestattet werden, als sie sich im Sarg erhob, mit ihm, dem künftigen Cardinal, in's Kindbett kam und noch 14 Jahre lebte. (Tod) Die oben erwähnte Ohnmacht war so tief und lang, daß er für todt gehalten, und viel zu schnell zu dessen Einbalsamirung geschritten ward. Als ihn der Wundarzt den Leib aufrichtete, entstand Lebensgefühl in dem Scheintodten; er grif nach dem Messer, doch zu spät; er starb an der tödtlichen Wunde. — Der Botocude. Aus Frankfurt a. M. wird gemeldet: ,Am 29. Nov. ist der im vorigen Jahr aus Brasilien nach Wien gebrachte Botocude mit einem k. k. österr. Cabinetskurier, dem die sorgfältigste Pflege dieses Wilden empfohlen ist, auf der Rückkehr nach Brasilien hier durchgekommen. Er entsagt allen Freuden und Genüssen des civilisirten Europäers, um in seine Wälder zurückzulehren, wohin eine unheilbare Sehnsucht den freien Sohn der Natur zurückruft. Frau und Kind waren bereits aus Gram gestorben, und auch er würde ihnen bald gefolgt seyn, wenn nicht der milde Kaiser befohlen hätte, daß der Arme seiner Freiheit, seinen Wäldern zurückgegeben werden solle. Er hat einige deutsche Wörter gelernt und läßt sich, jedoch mit sichtbarem Widerwillen, den Zwang europäischer Kleidung gefallen. Er ist still, theilnahmslos, wie es scheint, in tiefe Trauer versenkt; nichts reizt seine Wissbegierde, nichts nimt seine Aufmerksamkeit in Anspruch; nur ein Gedanke erfüllt ihn: sein Vaterland.“

Techn. Denkw. In England hat man ein sogenanntes SetzClavier erfunden, mit welchem man es, dem Gerüchte nach, dahin zu bringen hofft, mit beweglichen Typen die ParlamentsReden eben so schnell zum Druck zu setzen, als sie gesprochen werden. — Bei der letzten IndustrieAusstellung in Paris concurrirten auch die Erzeugnisse von 13 Messer- und Quincail-leriezfabriken der kleinen Stadt Puy-de-Dome. Diese Fabriken können täglich liefern: 720 Duzend Messer im Preise zu 1 bis 18 Fr. das Duzend; eben so viele Duzend Scheeren, zu 75 Centimes bis 15 Fr. das Duzend; 400 Duzend Gabeln von 50 Cent. bis 3 Fr. das Duzend; 300 Duzend Löffeln, 40 Duzend Federmesser, und 120 Duzend Rasirmesser. Ein Rasirmesser kostet 40 bis 45 Cent. im Fabrikpreis, eine Gabel 5 Cent., ein Löffel 6 Cent., ein Federmesser oder eine Scheere 6 Cent., ein Messer 9 Cent. (Ein Franc macht nicht volle 24 kr. C. M., und ein Centime ist der 100ste Theil eines Francs.) — Bei obiger Ausstellung auch zeigte sich's, wie weit es Frankreich in der Weberey und Spinnerey gebracht hat. Frau Dellove in Cambray liefert Faden Flachs zu 15 bis 1600 Fr. das Pfund. Es werden die Spitzen von Valenciennes, und Strümpfe daraus gemacht, von denen das Paar 150 Fr. kostet. Lyon allein beschäftigt 70,000 Menschen mit Seidenwebereyen. Die Ausfuhr von Seidenwaaren aus Frankreich beträgt jährlich 30 Mill. Fr.

E o q o g r o p h.

Gerad soll's seyn, und ist es nicht;
 Doch wächst's gerad' empor,
 Wenn man es endlos rückwärts spricht,
 Daß Ende nach wie vor.

Zog. No 100. Kirche. Kicher.